



Glaubenssachen

Sonntag, 20. Mai 2007, 08.40 Uhr

Primat der dogmatischen Reinheit
Die Angst vor dem gemeinsamen Gebet von Christen und Muslimen
Von Martha Zechmeister

Redaktion: Bernward Kalbhenn
Rudolf-von-Bennigsen-Ufer 22
30169 Hannover
Tel.: 0511/988-2395
www.ndrkultur.de

- Unkorrigiertes Manuskript -

Zur Verfügung gestellt vom NDR

Dieses Manuskript ist urheberrechtlich geschützt und darf nur für private Zwecke des Empfängers benutzt werden. Jede andere Verwendung (z.B. Mitteilung, Vortrag oder Aufführung in der Öffentlichkeit, Vervielfältigung, Bearbeitung, Übersetzung) ist nur mit Zustimmung des Autors zulässig. Die Verwendung für Rundfunkzwecke bedarf der Genehmigung des NDR.

Sprecherin:

Ende des vergangenen Jahres wandte sich der Kölner Kardinal Hans Joachim Meisner mit einer „Richtlinie“ an die Religionslehrer seines Bistums, in der er multireligiöse Feiern an Schulen untersagt:

Sprecher:

„Das Gottesbild der nichtchristlichen Religionen ist nicht identisch mit dem Gott, der Vater unseres Herrn Jesus Christus ist. Daher sind gemeinsame Gottesdienste nicht möglich. Jede Gemeinschaft kann nur allein zu ihrem Gott beten.“

Sprecherin:

Zu überraschen vermag weder eine solche Äußerung aus der Feder Meisners, noch daß sie den Aufschrei von aufgeklärten Christen und Medien als bedingten Reflex unmittelbar nach sich zog. Zu überraschen vermag da eher, daß fast zeitgleich, im November 2006, auch der Rat der EKD, der Evangelischen Kirche in Deutschland, die Möglichkeit von gemeinsamen Gottesdiensten von Christen und Muslimen hinterfragt hat. Meisners Nein zu multireligiösen Feiern begrenzt sich auf die Praxis an Schulen und wird mit der noch nicht gefestigten religiösen Identität von Kindern und Jugendlichen begründet. Im Papier der evangelischen Kirchen mit dem Titel „Klarheit und gute Nachbarschaft“ gibt es hingegen keine solche Beschränkung auf einen bestimmten Zusammenhang, es formuliert grundsätzlicher:

Sprecher:

„Ein gemeinsames Gebet in dem Sinne, daß Christen und Muslime ein Gebet gleichen Wortlautes zusammen sprechen, ist nach christlichem Verständnis nicht möglich, da sich das christliche Gebet an den Einen Gott richtet, der sich in Jesus Christus offenbart hat und durch den Heiligen Geist wirkt.“

Sprecherin:

Zu besonderen Irritationen führte im Text der evangelischen Kirchen die Aussage:

Sprecher:

„Ihr Herz werden Christen ... schwerlich an einen Gott hängen können, wie ihn der Koran beschreibt und wie ihn Muslime verehren.“

Sprecherin:

Die muslimischen Dachverbände ließen als Reaktion auf das Papier einen schon angesetzten Gesprächstermin mit der EKD platzen. Erst jetzt, ein halbes Jahr später, kommt es Ende Mai in Mannheim zu diesem Treffen. Klar sei das Papier schon, hiess es damals, aber kein Zeugnis guter Nachbarschaft. Die missionarische Haltung gegenüber den Muslimen, die das Papier zum Ausdruck bringe, sei keine geeignete Grundlage für den Dialog.

Was artikuliert sich nun wirklich in den Äußerungen Meisners wie in denen des Rates der Evangelischen Kirche? Wird in ihnen die berechtigte Sorge um die eigene religiöse Identität ausgedrückt angesichts eines drohenden Synkretismus, eines Mischmaschs von Religionen, oder sind in derartigen Äußerungen rückwärtsgewandte, kleinliche Ängste und fundamentalismusverdächtige Abgrenzungsstrategien zumindest unbewußt mit am Werk?

Kardinal Meisners Äußerungen stehen längst nicht so singulär in der Landschaft, wie es zunächst scheint – und ihr berechtigtes Anliegen ist wahrzunehmen. Katholiken, evangelische Christen und Muslime verbindet die Einsicht: Dort, wo es um mehr als oberflächliche multireligiöse Folklore geht, um mehr als die Instrumentalisierung von Religion im Sinne eines allzu blauäugigen Multi-Kulti, dort verbietet es sich, allzu naiv vom „gemeinsamen Beten“ zu sprechen. Muslime wie Christen bekennen sich zu ihren heiligen Texten und haben in einem langen Prozeß die ihnen eigenen Formen des Betens entwickelt. Schon der Respekt vor den jeweils Anderen verbietet es, sich dieser Formen ungefragt und distanzlos zu bemächtigen – oder umgekehrt, den Anderen das Eigene aufzudrängen, um sie damit zu vereinnahmen und womöglich zu missionieren. Die den Christen wie den Muslimen heiligen Formen ihres Betens lassen sich nicht lösen vom jeweiligen Glaubensbekenntnis, in dem sich der Einzelne bindet und mit seiner ganzen Existenz in die Pflicht genommen weiß. Nicht ohne Grund kennen alle Religionen Riten zum Schutz des Heiligen und um sorgfältig in die religiöse Praxis einzuführen. Wo dies nicht mehr so ist, dort hat Religion sich längst selbst relativierend preisgegeben. Es bedarf eines hohen Maßes an Vertrauen, um Menschen, die mein religiöses Bekenntnis nicht teilen, einzuladen, am eigenen Beten Anteil zu haben. Spirituelle Gastfreundschaft bedeutet, den anderen teilhaben zu lassen an dem, was mir das Innerste und das Heiligste ist.

So gesehen ist das Gebet um Frieden, zu dem Papst Johannes Paul II 1986 die Vertreter der Religionen nach Assisi eingeladen hatte, beispielgebend für wechselseitige spirituelle Gastfreundschaft. Charakteristisch bei dieser Begegnung war der Verzicht auf gemeinsam gesprochene Gebete, um den Respekt vor den unterschiedlichen Gottesvorstellungen zum Ausdruck zu bringen. Schweigend und ehrfürchtig waren alle anwesend, während die Gläubigen jeweils einer Religion ihrer Tradition gemäß beteten. Dieser Akt war getragen von der Überzeugung, daß die Religionen sich nicht dort nahe kommen, wo sie in synkretistischer Vermischung aufgehen, sondern dort, wo sie in der Tiefe der je eigenen Tradition dem Gottesgeheimnis begegnen.

Was bedeutet das für die Frage, ob Christen und Muslime gemeinsam beten dürfen? Wenn sie sich bei ihren je eigenen Gebeten nur gegenseitig respektvoll zuhören, heißt das dann, dass sie zu einem jeweils anderen Gott beten? Gerade in Bezug auf die Muslime spricht das Zweite Vatikanische Konzil jedoch eine deutlich andere Sprache:

Sprecher:

„Mit Hochachtung betrachtet die Kirche auch die Muslime, die den alleinigen Gott anbeten, den lebendigen und in sich seienden, barmherzigen und allmächtigen, den Schöpfer Himmels und der Erde, der zu den Menschen gesprochen hat.“ (Nostra aetate 3)

Sprecherin:

Papst Benedikt XVI bekräftigte diese Konzilsaussage auf eindrucksvolle Weise in seiner Ansprache in der Türkei im November 2006:

Sprecher:

„Christen und Muslime gehören zur Familie derjenigen, die an den alleinigen Gott glauben und sich ihren jeweiligen Überlieferungen entsprechend auf Abraham berufen

... Der beste Weg, um vorwärts zu kommen, führt über einen authentischen Dialog zwischen Christen und Muslimen, der in der Wahrheit gründet und von der aufrichtigen Sehnsucht inspiriert ist, einander besser kennenzulernen im Respekt der Unterschiede und in Anerkennung dessen, was uns gemeinsam ist.“ (Benedikt XVI, An den Präsidenten für religiöse Angelegenheiten in der Türkei, 28. Nov. 06)“

Sprecherin:

Eine Aussage wie: „Jeder betet zu seinem Gott“, - das wäre der Selbstwiderspruch zum Monotheismus, der ja besagt: Gott ist einer und einzig. Dem, der an ihn glaubt, ist es versagt, sich schiedlich-friedlich zu arrangieren: Du betest zu Deinem Gott – ich zu meinem. Es gilt vielmehr die Feststellung des Theologen Johann Baptist Metz:

Sprecher:

„Gott ist nur mein Gott, wenn er auch Dein Gott und der Gott aller Menschen ist – oder er ist überhaupt nicht Gott“.

Sprecherin:

Die, die den eigenen Gott energisch vom Gott der anderen abgrenzen, treffen sich paradoxerweise gerade mit dem Pluralismus, gegen den sie ankämpfen. Denn wenn jede Gemeinschaft zu „ihrem Gott“ betet, dann hat man sich entweder mit der Aufteilung der Menschheitsfamilie in die Zuständigkeitsbereiche verschiedener Götter abgefunden – oder das schweigende Dabeisein beim Beten anderer ist letztlich nur Taktik, um die je eigene Missionsabsicht zu verschleiern: Nur der eigene Gott wäre demnach Gott, der Gott der anderen hingegen Götze.

Gerade aber weil ich als Christin weiß, daß es in meinem Glauben um etwas geht, was ich nicht zur Disposition stellen kann – gerade deshalb begegne ich dem Muslim mit Respekt vor dem, was ihm unbedingt heilig ist. Dieser Respekt ist das genaue Gegenteil von einer Haltung des Relativismus.

„Unser Gott und euer Gott“ – sprechen solche Formulierungen vor allem nicht viel zu possessiv, also zu besitzergreifend, von Gott? In der Begegnung der Christen mit den Muslimen geht es gewiß um keine billige Verbrüderung – um keine „Ökumene des kleinsten gemeinsamen Nenners“, in der das Unterscheidende verharmlost und relativiert wird. Das Eigene wie das Fremde würde so der Würde und Unverwechselbarkeit beraubt. Es geht auch nicht um die Verdrängung der gegenwärtigen und vergangenen Konflikte, die die Beziehung zwischen Muslimen und Christen schwer belasten. Dies wäre unwahrhaftig und würde ebenso den jeweils anderen Gesprächspartner nicht ernst nehmen. Der Religionsphilosoph Erich Przywara forderte schon in den Jahren vor dem Zweiten Vaticanum eine „dialektische Ökumene“ – eine Haltung, in der wir mit Respekt, Offenheit und Interesse der uns fremden Tradition begegnen – aber auch bereit sind, uns unverstellt den Anderen zu zeigen. Könnte es nicht sein, daß uns gerade an der Differenz, an dem, was unverwechselbar anders ist an den Anderen, etwas vom Mysterium des Gottes aufgeht, der größer ist als alles, was sich von ihm sagen und denken läßt? Könnte es nicht sein, daß die Ehrfurcht vor dem Gottesgeheimnis die Ehrfurcht vor der fremden religiösen Tradition unverzichtbar voraussetzt? Und könnten Christen schließlich nicht gerade von den Muslimen den Respekt vor dem Gott lernen, der mit nichts und niemandem in dieser Welt verwechselt werden darf? Der Theologe Karl Rahner hat es so formuliert:

Sprecher:

„Nur im Hören auf den anderen werden wir die eigene Wahrheit ganz finden.“

Sprecherin:

Wir bedürfen also der Fremdprophetie, um die Engführungen und die Verdunklung der Wahrheit in der eigenen Tradition wahrzunehmen.

Jenseits der Differenz konkretisiert das Zweite Vatikanische Konzil den Glauben an den einen Gott, der uns mit den Muslimen verbindet:

Sprecher:

„Sie mühen sich, sich seinen verborgenen Ratschlüssen mit ganzer Seele zu unterwerfen, so wie Abraham sich Gott unterworfen hat, auf den der islamische Glaube sich gerne beruft.“ (Nostra aetate 3)

Sprecherin:

Wenn also die Rede von den „abrahamitischen Religionen“ keine Leerformel sein soll, so werden Christen mit Respekt wahrnehmen, daß sich Muslime zu Abraham als ihrem Stammvater und als Urbild ihres Glaubens bekennen. Abraham war „ein Gott Ergebener“ – ein „haniefan musliman“ – heißt es in der Sure 3. (3,67). Abraham, Mose, Hiob, Jesus, Maria – ihnen allen begegnen wir im Koran. Die dort erzählten biblischen Geschichten, besonders die, die von Jesus handeln, setzen eine tiefe Kenntnis der christlichen Erzähltraditionen und Überlieferungen voraus. Es gibt verblüffende Ähnlichkeiten zwischen den christlichen und koranischen Beschreibungen der Apokalypse, des jüngsten Gerichts und des Paradieses.

Offensichtlich begegnet uns in diesen Texten ein später Nachhall des frühen Judentums. Diese Christen bekannten sich aus den Traditionen des Alten Testaments heraus zu Jesus als dem Messias, dem verheißenen Erlöser. Sie wurden jedoch durch die theologische Entwicklung auf den großen Konzilien des 4. und 5. Jahrhunderts zunehmend in die Häresie abgedrängt, galten als Ketzer, da sie die Dogmen über den Gott-Menschen Jesus Christus und den dreieinigen Gott nicht mitvollzogen. Früh missionierte arabische Stämme dürften das Christentum in dieser syrisch-aramäischen, judenchristlichen Form kennengelernt haben. Einige Religionswissenschaftler, so z. B. Karl-Heinz Ohlig, nehmen davon ausgehend an, Gottesdienstbücher der christlichen Araber hätten den „Ur-Koran“ gebildet. Die Geburtsstunde des Islam als eigene Religion setzen diese Wissenschaftler erst im achten Jahrhundert an.

Diese These ist im Dialog mit den Muslimen brisant und heikel. Denn damit wird die historisch überlieferte Gestalt Mohammeds ebenso hinterfragt wie die Überzeugung, der Koran sei „in einem Stück“ geoffenbart worden. Die zitierten Religionswissenschaftler gehen jedoch davon aus, dass der Koran, ebenso wie die Bibel, eine komplizierte Text- und Redaktionsgeschichte hat. Allerdings ist diese These auch für Christen brisant. So gibt es beispielsweise im Koran Texte, die auch von den frühen Judenchristen formuliert sein könnten:

Sprecher:

„Ungläubig sind diejenigen, die sagen: ‚Gott ist Christus, der Sohn der Maria.‘ Christus hat ja selber gesagt: ‚Ihr Kinder Israel! Dienet Gott, meinem und eurem Herrn!‘ Wer dem einen Gott andere Götter beigesellt, dem hat Gott von vornherein den Eingang in

das Paradies versagt. Das Höllenfeuer wird ihn dereinst aufnehmen. Und die Frevler haben dann keine Helfer.

Ungläubig sind diejenigen, die sagen: ‚Gott ist einer von dreien.‘ Es gibt keinen Gott außer einem einzigen Gott. Und wenn sie mit dem, was sie da sagen, nicht aufhören, haben sie nichts Gutes zu erwarten. Diejenigen von ihnen, die ungläubig sind, wird dereinst eine schmerzhaft Strafe treffen.“ (Sure 5, 72,73)

Sprecherin:

Was würde es für heutige Christen und ihre Beziehung zu den Muslimen bedeuten, wenn es ursprünglich Christen waren, die durch diese Texte so zu ihnen sprechen? Zunächst wohl, daß Christen und Muslime näher miteinander verwandt sind, als beiden Seiten lieb ist. In der Stimme der Muslime würden Christen so auch heute noch den verdrängten Seiten ihres eigenen Gottesglaubens begegnen – einem emphatischen Bekenntnis zum einen Gott. Diese Traditionen widersetzen sich der Vergötterung Jesu, um um so vehementer einzufordern, das zu tun, was dieser Jesus vorgelebt hat.

Christentum wie Islam haben ihre bis heute prägende Gestalt erhalten, indem sie mit der hellenistischen Kultur zusammenwuchsen. Beide Religionen haben durch ihre Überlieferungsleistung Anteil daran, daß das Vernunfterbe Griechenlands tief in die Grundfesten Europas eingelassen ist. In ihrer Denkform wurden sich Christentum und Islam so im Mittelalter immer ähnlicher – und doch traten ihre Differenzen immer unüberbrückbarer hervor.

Es kann für Christen nun gewiß nicht darum gehen, in einer ungeschichtlichen Ablehnung der „Hellenisierung des Christentums“ das Bekenntnis zu Jesus Christus als Sohn Gottes und zum dreieinigen Gott preiszugeben. Sehr wohl aber laden diese Erkenntnisse dazu ein, sich auch in dieser Hinsicht der sogenannten „Fremdprophetie“, dem Einspruch des Islam, auszusetzen: So könnten sich Christen durch den Einspruch der Muslime und des Korans zur Begegnung mit den unterdrückten und verdrängten Dimensionen der eigenen Wahrheit führen lassen; zur Begegnung mit den untergegangenen – und damit um ihr Stimmrecht gebrachten – jüdenchristlichen Traditionen. Zugleich würde so ein tragfähiger Boden für die Ökumene von Juden, Christen und Muslimen freigelegt.

Was sie miteinander verbindet, ist nicht ein abstrakter Monotheismus, sondern das Bekenntnis zum einen und einzigen Gott, den die Propheten und Jesus verkündeten; zu dem Gott, der aus der Sklaverei herausführt und vor dem Menschen in letzte und unausweichliche Verantwortung gestellt sind. Ob sie dieser Verantwortung entsprechen, oder ob sie versagen, entscheidet sich in ihrem Verhalten gegenüber dem Hungrigen, Nackten, Gefangenen. Mit Worten, die durch und durch jesuanisch klingen und in denen Christen die kleine Apokalypse des Matthäusevangeliums begegnet, wird dies im Koran eingeschärft:

Sprecher:

„Daß man einem Sklaven zur Freiheit verhilft oder an einem Tag, an dem alles Hunger hat, einer Waise aus der Verwandtschaft oder einem Armen, der sich im Staube wälzt, etwas zu essen gibt, und daß man überdies zu denen gehört, die glauben und Geduld und Barmherzigkeit einander als Vermächtnis ans Herz legen. Das sind die von der

rechten Seite. Diejenigen aber, die nicht an unsere Zeichen glauben, sind die Unglückseligen. Über ihnen werden die Flammen des Höllenfeuers zusammenschlagen.“ (Sure 90,13-20)

Sprecherin:

Auch aufgrund solcher Texte aus dem Koran ist das Zweite Vatikanische Konzil zu seinen Aussagen über die Muslime gekommen:

Sprecher:

„Der Heilswille umfaßt aber auch die, welche den Schöpfer anerkennen, unter ihnen besonders die Muslime, die sich zum Glauben Abrahams bekennen und mit uns den einen Gott anbeten, den barmherzigen, der die Menschen am Jüngsten Tag richten wird.“ (Lumen Gentium 16)

Sprecherin:

Die angesprochenen Thesen der Religionswissenschaftler über die Anfänge des Islam lassen aber auch ahnen, welchen Erschütterungen und beunruhigenden Fragen glaubende Muslime zunehmend ausgesetzt sein werden. Es wird ihnen nicht erspart bleiben, den Weg durch das Fegefeuer der Aufklärung und der historisch-kritischen Analyse ihrer heiligen Texte anzutreten. Christen steht es dann gut an, dies mit einfühlsamer Zurückhaltung wahrzunehmen und sich jeder Überheblichkeit zu enthalten, die ein vermeintlich aufgeklärtes Christentum einem angeblich rückständigen und primitiven Islam gegenüberstellt. Schließlich haben auch Christen den Prozeß noch längst nicht abgeschlossen, sich die historisch-kritisch gelesene Bibel in ihrer spirituellen Tiefendimension wieder anzueignen.

Und Christen steht es gut an, sich zu erinnern, daß sie sich selbst als „Legastheniker in der Schule der Aufklärung“ erwiesen haben, wie dies Johann Baptist Metz einmal formulierte. Die „Menschenrechte“ wurden der Kirche gegen ihren Widerstand abgetrotzt – und nur äußerst schmerzlich und langsam lernten Christen den Respekt vor der Würde und dem Gewissen jedes Einzelnen als kostbares Erbe ihrer eigenen Botschaft von der Gotteskindschaft aller Menschen anzunehmen. Es bedurfte der bitteren Erfahrungen der Konfessionskriege und der Diktaturen des zwanzigsten Jahrhunderts, um die Christen dazu zu führen, den Traum vom christlichen Imperium aufzugeben und die Trennung von Religion und Staat als zivilisatorischen Fortschritt und als eine Errungenschaft der Moderne anzuerkennen. Gerade diese Erfahrungen mit ihren eigenen „Lernschwierigkeiten“ sollten Christen zu sensiblen Gesprächspartnern für Muslime machen, die ihre Erfahrungen mit einer äußerst ambivalenten „westlichen Moderne“ durchmachen.

Mit den Muslimen verbindet Christen das Bekenntnis zum einen Gott und die mit diesem Bekenntnis verbundenen Verheißungen: von der Gleichheit aller Menschen, von der Befreiung aus der Sklaverei und von einer alle einschließenden, universalen Gerechtigkeit. Die Hingabe an den einen Gott konkretisiert sich im wirksamen Handeln für die Schwachen und Benachteiligten, wie auch dieses Koranzitat belegt:

Sprecher:

„Was meinst du wohl von dem, der das Gericht, das den Menschen angedroht ist, für Lüge erklärt? Das ist derselbe, der die Waise von sich wegstößt und die Seinen nicht dazu anhält, dem Armen zu essen zu geben. Wehe den Betenden, die auf ihr Gebet

nicht achten, die von den Leuten gesehen werden wollen und die Hilfeleistung auf die jeder Anspruch hat verweigern!“ (Sure 107)

Sprecherin:

Wer den Schwachen und Armen nicht zu ihrem Recht verhilft, der betet gemäß der prophetischen Traditionen der Bibel und des Korans nicht zu Gott, sondern höchstens zum Hausgötzen seiner partikulären Interessen.

Mit den Muslimen verbindet die Christen jedoch auch, daß sie ihre Botschaft im Lauf ihrer Geschichte immer wieder mißbraucht und ins Gegenteil verkehrt haben, um damit ihre eigenen imperialistischen Ansprüche und die Unterdrückung anderer zu legitimieren. Und mit den Muslimen verbindet Christen schließlich der Anspruch, die „vollendete und wahre Religion“ zu sein. Im besten Fall könnte dieser Anspruch umschlagen in ein „heiliges Wetteifern“ darum, das Antlitz des einen wahren Gottes um so mehr zum Leuchten zu bringen – in ein „heiliges Wetteifern“ im Tun der Gerechtigkeit. In dem Maß, in dem Christen und Muslime lernen, sich kritisch mit ihrer eigenen Gewaltgeschichte auseinanderzusetzen und sich von ihr zu distanzieren, werden sie an Autorität gewinnen – als Stimme der Opfer in einer durch und durch ökonomisierten und so in Inhumanität umschlagenden Moderne.

Damit zurück zur Ausgangsfrage: Dürfen Christen und Muslime gemeinsam beten? Jedem vorschnellen Nein auf diese Frage muß entgegengehalten werden: Es gibt Situationen, in denen es unerträglich wäre, nicht miteinander zu beten. Dort, wo Christen und Muslime sich einer Welt redlich stellen, in der Menschen vernichtet oder ihnen die Basis für ein menschenwürdiges Dasein vorenthalten wird, dort können sie gar nicht anders als gemeinsam zum Einen Gott zu schreien. Stattdessen in der Frage nach der reinen Lehre oder dem rechten Ritual stecken zu bleiben, wäre nichts als frommer Zynismus.